

(Nachdruck verboten.)

## Pelle der Eroberer.

46]

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

23.

Das Jahr war, wenn möglich, noch schlechter als die vorhergehenden. Schon im September standen die Arbeitslosen in langen Reihen an den Kanälen und Marktplätzen, die Füße im Nass. Die Knöchel an ihren Handgelenken waren groß und blau und verrieten einen strengen Winter, die Leichdörner der alten Leute hatten ihn schon lange geweißt, und unter den Kesseln der armen Leute liefen Feuersterne hin. „Nun kommt der große Winter und schließt das Elend ab,“ sagten die Leute, „und dann bekommen wir gute Zeiten!“

Im Oktober meldete sich der Frost und fing an, alles abzusperrern, was die schlechten Zeiten noch nicht gehemmt hatten.

In der Stadt der Armen geht das Leben von der Hand in den Mund, schlägt ein Tag fehl, so sieht man es am nächsten Morgen an den Tellern. Die Not liegt immer zusammengerollt unter dem Tisch der zehntausend Häuslichkeiten; wie ein Bär im Winterschlaf liegt sie den Sommer da, entsetzlich eingefallen und knurrend mit bösen Träumen. Aber sie sind an ihre Gesellschaft gewöhnt und achten nicht darauf, solange sie nicht ihre schwere Pfote auf den Tisch legt. Einen Tag Krankheit oder Fehlschlag in der Arbeit und sofort ist sie da.

„Ach, wie gut wäre es, wenn wir eine Salztonne hätten, in die wir greifen könnten,“ sagten die, die sich noch des Lebens auf dem Lande erinnern konnten. „Aber der liebe Gott hat uns unsere Salztonne genommen und uns statt dessen die Pfandleiher gegeben,“ und dann fingen sie an, von ihren Habseligkeiten zu verzeihen.

Es war arg, wie die Leute zusammenkrochen! Die Stadt, die im Sommer in alle Winde zerstreut war, verdichtete sich; die Obdachlosen rückten vom Gemeindeanger herein, und die großen Gutsbesitzer kamen und nahmen ihre Winterpaläste in Gebrauch. Frau Rasmussen auf der Manjarde konnte plötzlich mit einem Mann auftreten, der Suff-Walde war zurückgekommen, die Kälte trieb ihn sozusagen in ihre Arme. Das erste Frühlingszeichen würde ihn wieder von dannen jagen, hinüber in die Arme seiner Sommerliebsten, der Frau Grasmaier. Aber solange er hier war; war er hier! Den ganzen Tag hindurch stand er lungernd unten im Torweg, mit Daunen in dem struppigen Nackenhaar, das so trocken und wuschelig aussah, mit Strohhalmen auf dem großen flachen Rücken. Das Leder an seinen Holzschuhen war immer fein gepußt, das besorgte Frau Rasmussen für ihn, ehe sie am Morgen auf die Arbeit ging. Und sie war doppelt hinterher, wenn ihr großer schöner Nichtsnutzer von Graf Zeit hatte, um dazustehen und sich zu jucken.

Die Kälte sperrte von Woche zu Woche immer mehr ab, sie sperrte die Erde ab, so daß die Erdarbeiter nicht hineinkommen konnten, sie sperrte den geringen Kredit der Armen. Ringsumher hatte sie schon alle Häfen geschlossen. Der Fernverkehr schrumpfte fast zu nichts zusammen, die Hafnarbeiter konnten nach Hause gehen. Sie schnürte die Gemüter zusammen und die großen Geldbeutel, die alles im Gange hielten. Die festen Betriebe fingen an, mit beschränkter Arbeitszeit zu arbeiten, und die Losen hörten ganz auf. Die Unternehmungslust der Leute schrumpfte ein, sie begannen nichts Neues und arbeiteten nicht auf Lager; es war ein Schrecken in sie gefahren. Alles, was seine Fühläden auswärts hatte, zog sie ein, sie froren ihnen gleichsam ab. Die Erde hatte ihre Säfte in sich hineingezogen und eine Eiskruste darüber gelegt, die Menschen taten das gleiche. Die armen Leute zogen ihr bißchen Blut in das Herz hinein, um den Lebensfeim zu erhalten. Die Glieder waren kalt und blutlos, die Haut grau. Sie krochen in sich selbst hinein und in die finstersten Winkel, dicht nebeneinander. Sie verbrauchten nichts. Und viele von denen, die genug hatten, gönnten sich kaum die Nahrung, die Kälte fror ihre Bedürfnisse weg und setzte Angst an ihre Stelle. Der Verbrauch geriet ins Stoden.

Nach dem Thermometer konnte man sich nicht richten, nach ihm zu rechnen, hatte es früher viel ärger gefroren.

„Was, es ist nicht schlimmer!“ sagten die Leute stehend. Aber sie fühlten sich doch darum ebenso verfroren und elend. Was versteht sich das Thermometer wohl auf den großen Winter. Der ist der Geselle der schlechten Zeiten und geht seinen geraden Weg, es mag frieren oder tauen — und frieren tat es!

In den Armenvierteln lagen die Straßen wie entvölkert da. Ein Schneefall konnte die Bewohner aus ihrem Versteck herauslocken; er milderte die Luft und gab ein paar Kronen Verdienst für die Beschaffung des Schnees. Dann verschwand sie wieder, versielen in eine Art Starre und fristeten ihr Leben von unsagbar wenig, von nichts. Nur des Morgens früh waren die Straßen belebt, wenn die Männer auszogen, um Arbeit zu suchen. Ueberall, wo Verwendung für einen Mann war, stellten sich Hunderte ein und boten sich an. Bei Tagesanbruch sah man sie niedergeschlagen nach Hause schleichen und sich verkriechen; sie verschliefen die Zeit nur oder saßen den Tag da mit den Ellenbogen auf dem Tisch und starrten vor sich hin, ohne ein Wort zu sagen.

Die Kälte, die alles andere versperrte, hatte die entgegengesetzte Wirkung auf die Herzen; das Mitleid war groß. Viele, deren Verstand die Kälte ausgefroren hatte, so daß sie ihren Betrieb nicht in Gang zu halten wagten, hatten keinen Schaden am Herzen genommen und setzten ihre Mittel in Mildtätigkeit um. Gute Menschen riefen die Armen herbei und bemühten sich, sie aufzusuchen, sie waren nicht leicht zu finden.

Aber der liebe Gott hat Wesen geschaffen, die auf der Erde leben, Wesen für die Luft und Wesen für das Wasser; selbst im Feuer leben Geschöpfe, die zeugen und sich vermehren. Und etwas entsfaltete sich auch in der Kälte, eine ganze Schar von Wesen, die dicht an der Arbeit leben und davon schmarröhen. Die guten Zeiten sind ihre schlechten, dann fallen sie hin, und es ist nicht viel mit ihnen los. Aber sobald die Kälte und die Not da ist, wimmeln sie hervor; sie sind es, die die Mildtätigkeit wachrufen und den besten Teil einfassieren. Sie wittern das Mißjahr und überschwemmen den Stadtteil des Reichthums. „Nein, wieviele Arme dieses Jahr an unsere Türen kommen,“ sagen die Leute und öffnen den Geldbeutel. „Es sind schwere Zeiten für die Armen.“

Im Herbst war Pelle nach Norderbrücke hinausgezogen und wohnte nun in einer kleinen Zweizimmerwohnung auf dem Kapellenwege. Er hatte jetzt seine Anknüpfungspunkte hier draußen und wollte auch Ellen gern in der Nähe ihrer Eltern wissen, wenn sie nun niederkommen sollte. Lasse wollte nicht mitziehen, er zog es vor, in der „Arche“ zu bleiben; jetzt hatte er sich mit den Bewohnern dort eingelebt und konnte sich ganz ordentlich ernähren durch Gelegenheitsarbeit ringsumher im Stadtviertel.

Pelle kämpfte tapfer, um sich und den Seinen den Winter vom Leibe zu halten. Auf der Werkstatte war nichts zu tun, und er mußte von früh bis spät unterwegs sein. Ueberall, wo es Arbeit gab, stellte er sich ein und drängte sich zwischen hundert Mann hindurch. Seine Kunden hatten jetzt mehr denn je Schuhzeug nötig, aber sie hatten nichts, um es zu bezahlen.

Er und Ellen kamen sich in dieser Zeit nahe und lernten sich von einer neuen Seite kennen. Die schwere Zeit führte sie zusammen, und er hatte Gelegenheit, die Stärke in ihrem Gemüt zu bewundern. Sie nahm die Verhältnisse mit einem wunderbaren Willen auf und machte viel aus wenig. Nur mit dem Ofen konnte sie nicht fertig werden. „Er frist alles auf, was wir zusammenschrauben können,“ sagte sie betrübt. „Er pufft alles zum Schornstein hinaus und wärmt nicht. Heute habe ich zwei Scheffel Kohlen in ihn hineingesteckt, und es ist hier noch ebenso kalt. Da, wo ich diene, konnten wir zwei große Stuben mit einem Eimer voll heizen! Ich muß ein Schaf sein, aber vielleicht siehst Du einmal nach?“ Sie war kurz davor, zu weinen.

„Das mußt Du Dir nicht so zu Herzen nehmen,“ sagte Pelle düster. „So sind die Diefen armer Leute nun einmal. Das sind alte Dinger, die kassiert sind, und dann kaufen die Hausbesitzer sie als altes Eisen und stellen sie in den Arbeiterwohnungen auf. So geht es ja mit allem! Wir Armen bekommen das Schlechte und bezahlen es am teuersten, obwohl wir die Sachen fabrizieren. Armut ist ein Sieb.“

„Ja, es ist schrecklich,“ antwortete Ellen und sah ihn leidend an. „Und ich kann Dich jetzt so gut verstehen!“

Die drohende Not hatte sie unter seine Fittiche geführt. Sie wagte selbst nicht mehr zu denken und nahm alles aus seiner Hand.

Eines Tages, bald nach dem Wochenbett, forderte sie Belle auf, einmal hinzugehen und sich nach Vater Lasse umzusehen. „Sieh zu, daß Du ihn mitbekommst!“ sagte sie. „Wir können ihn gut hier haben, wenn wir ein wenig zusammenkriechen. Ich fürchte, daß er Not leidet.“

Belle freute sich über das Anerbieten und ging gleich hinaus. Es war groß von Ellen, ihr Herz dem Alten zu erschließen, gerade jetzt, wo sie selbst keinen sicheren Ausweg für ihr Auskommen hatten.

Die „Arche“ lag da und sah ganz verheert aus. Die Gardinen waren überall verschunden, ausgenommen bei Olfens. Zusammen mit der vergoldeten Leiste brachten sie doch immer fünfzig Dere; die Blumen an den Fenstern waren erfroren. Man konnte direkt in das Ganze hineinschauen, und drinnen war es auch leerer geworden. Es lag etwas Schamloses über dem Winter, der so entleidete, statt einzukleiden und immer zuerst die schirmende Wand verhäuferte. Die Aborte auf dem Hof hatten Türen und Deckel eingebüßt, und Belle hatte seine liebe Not, auf die Mansarde hinaufzugelangen! Das meiste von der Balustrade war verschwunden, und jede zweite Stufe fehlte; die „Arche“ half sich, so gut sie konnte. Drißen bei Frau Johnson fehlte der Kübel aus Eichenholz, der sonst immer in der Ecke auf der Galerie stand, wenn er nicht ausgeliehen war. Die „Arche“ hatte nur den einen. Und nun war der verbrannt oder verkauft. Belle guckte da hinüber, hatte aber nicht den Mut, sie zu begrüßen; Hanne war arbeitslos, das wußte er.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Chadschi-Murat.

Von Leo Tolstoi.

22.

Um die Mitte der Nacht hatte er seinen Entschluß gefaßt. Er hatte sich dahin entschieden, daß er in die Berge fliehen, mit den ihm ergebenden Awarern in Schamyls Residenz einfallen und entweder untergehen oder die Seinigen befreien müsse. Ob er dann mit ihnen zu den Russen zurückkehren oder nach Chunsach gehen und unter Chamyls Fahnen kämpfen würde, wollte er noch nicht entscheiden. Er wußte nur, daß er jetzt gleich die Russen verlassen und in die Berge fliehen müsse. Und er traf sogleich alle Veranstellungen, um seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Er zog seinen schwarzen, wattierten Besämet unter dem Kissen hervor und begab sich nach dem Zimmer, in dem seine Muriden untergebracht waren. Es war durch den Hausflur von seinem Zimmer getrennt. Als er in den Hausflur trat, verspürte er die Kühle der taufrischen Mondnacht, die durch die offene Haustür hereinströmte, und vernahm das Trillern und Flöten der Nachtigallen in dem an das Haus anstoßenden Garten.

Er durchschritt den Hausflur und öffnete die Tür nach dem Zimmer der Muriden. Es war kein Licht darin, nur die Sichel des zunehmenden Mondes warf ihren silbernen Schein ins Zimmer. Der Tisch und die beiden Stühle waren zur Seite gerückt und vier der Muriden lagen auf Teppichen und Filzmänteln hingestreckt da. Chanefi schlief draußen bei den Pferden. Als Gamsalo das Anarren der Tür vernahm, richtete er sich auf, sah Chadschi-Murat groß an und legte sich, als er ihn erkannte, wieder hin. Eldar hingegen, der neben ihm lag, sprang auf und begann in Erwartung eines Befehls seinen Besämet anzuziehen. Chan-Mahoma und Wata schliefen. Chadschi-Murat legte seinen Besämet auf den Tisch. Ein Geräusch, wie wenn ein fester Gegenstand dumpf aufschlug, ließ sich vernehmen — es rührte von dem Golde her, das in den Besämet eingenäht war.

„Näh auch das da noch ein,“ sagte Chadschi-Murat zu Eldar und reichte ihm die Goldstücke, die ihm Kirillow gebracht hatte. Eldar nahm das Gold und den Besämet, ging an das vom Mondlicht erhellte Fenster, zog sein kleines Messer unter dem Dolch hervor und begann das Futter des Besämet aufzutrennen. Gamsalo hatte sich gleichfalls wieder erhoben und sah mit gekreuzten Beinen da.

„Und Du, Gamsalo, sag' unsern Jungen, sie sollen ihre Gewehre und Pistolen nachsehen und sich Patronen in Vorrat zurecht machen. Morgen treten wir einen langen Marsch an.“

„Kugeln und Pulver sind da, alles wird bereit sein,“ sagte Gamsalo und stieß einen unverständlichen Laut aus. Gamsalo begriff, weshalb Chadschi-Murat alle diese Vorbereitungen treffen ließ. Er hatte von Anfang an nur den einen Wunsch gehabt, der mit der Zeit immer stärker und stärker geworden war: recht viele von diesen russischen Hundsniederzuschlagen und niederzustecken

und dann wieder in die Berge zu fliehen. Jetzt sah er, daß auch Chadschi-Murat nichts anderes wollte, und er war zufrieden.

Als Chadschi-Murat hinausgegangen war, wachte Gamsalo die Gefährten, und alle vier brachten nun den Rest der Nacht damit zu, ihre Büchsen, Pistolen und Feuersteine nachzusehen, die unbrauchbaren gegen neue umzutauschen, frisches Pulver auf die Pfannen zu schütten, die Patronenhülsen, die sie vorn an der Lohrlestla befestigt hatten, mit der nötigen Pulvermenge zu füllen und mit den in ölige Lappchen gewickelten Kugeln zu verstopfen, die Säbel und Dolche zu schleifen und die Klinge einzulegen.

Vor noch der Tag anbrach, trat Chadschi-Murat wieder in den Hausflur, um Wasser zu seinen Waschungen zu holen. Noch heller und lauter als am Abend klang jetzt, vor Tagesanbruch, das süße Lied der Nachtigallen an sein Ohr. Aus der Stube der Muriden vernahm er den halb zischenden, halb krazenden Laut, den das Wehen der Dolche auf dem Stein hervorbrachte. Chadschi-Murat hatte bereits Wasser aus der Tonne geschöpft und näherte sich wieder der Tür seines Zimmers, als er aus der Stube der Muriden plötzlich leisen Gesang vernahm: Chanefi war es, der ein Chadschi-Murat bekanntes Lied angestimmt hatte. Er blieb stehen und lauschte. In dem Liede ward erzählt, wie der Dschigit Gamsal mit seinen tapferen Genossen eine Herde weißer Kasse bei den Russen geraubt und der Russenfürst sie jenseits des Terek eingeholt und mit seinen Kriegern, die so zahllos waren wie die Bäume des Waldes, umzingelt habe. Das Lied schilderte weiter, wie Gamsal die Pferde getötet, und wie er mit seinen Genossen hinter dem blutigen Balk, den sie aus den Pferdeleibern gebildet, sich so lange gegen die Russen gewehrt hätten, als sie noch eine Kugel im Laufe, den Dolch am Gürtel und Blut in ihren Adern gehabt hätten. Und bevor Gamsal gestorben, habe er eine Vogelschar oben am Himmel erblüht und den gefiederten Voten zugerufen: „Fliegt hin ihr lieben Vögel, fliegt nach unseren Häusern und sagt unseren Schwestern und Müttern und unseren weißen Mädchen, daß wir alle für das Chasawat gestorben sind. Sagt ihnen, daß unsere Leiber nicht in Gräbern liegen werden, sondern daß gierige Wölfe unsere Glieder verschleppen und benagen und schwarze Raben uns die Augen aus den Höhlen haben werden.“ Damit endete das Lied, dessen letzte, melancholisch klingende Worte auch der muntere Wata mitgesungen und um ein laut hinausgeschmettertes „La ilah il Allah“ erweitert hatte. Dann war alles still geworden, und Chadschi-Murat vernahm wieder nur das Flöten der Nachtigallen und das Wehen der Dolche hinter der Tür. Er war so in Gedanken versunken, daß er gar nicht bemerkte, wie der Wasserkrug sich überneigte und das Wasser aus ihm überfloß. Er schüttelte über sich selbst den Kopf und begab sich in sein Zimmer. Nachdem er das Morgengebet verrichtet, untersuchte er seine Waffen und setzte sich dann auf sein Lager. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Wollte er ausreiten, dann mußte er den Kommissar um Erlaubnis fragen. Es war jedoch noch dunkel, und der Kommissar schlief wohl noch.

Chanefis Lied hatte Chadschi-Murat an jenes andere Lied erinnert, das seine Mutter Patimat dereinst gedichtet hatte, nachdem der Vater sie, die ihn als Säugling an der Brust hielt, mit dem Dolche verwundet hatte. Er stellte sich lebhaft seine Mutter vor, nicht als die alte, runzelige, grauhaarige Patimat mit den schwarzen Zahnstumpfen, als die er sie zurück verlassen, sondern als hübsches, junges, kräftiges Weib, wie sie ihn, den fünfjährigen, schweren Jungen, in einem Korbe auf dem Rücken über die Berge zum Großvater getragen. Und er gedachte auch des runzeligen, graubärtigen Großvaters, der mit seinen sehnigen Armen das Silber schmiedete und den Entel die Gebete lehrte.

Er gedachte des Springbrunnens am Fuße des Berges, zu dem er mit der Mutter, sich an ihren Pumphosen festhaltend, nach Wasser gegangen war. Er gedachte des mageren Hundes, der ihm das Gesicht geleckt hatte, und des rauchigen Dunstes und säuerlichen Milchgeruches, der die Luft erfüllte, wenn er mit der Mutter beim Melken der Kühe und beim Ablocken der Milch zugegen war. Er gedachte des Tages, da ihm zum ersten Mal der Kopf rasiert worden war: wie er damals seinen runden, bläulich schimmernden Schädel in dem glänzenden Kupferbeden erblüht hatte und über sein Aussehen höchst verwundert war. Und wie er so seiner eigenen Jugend gedachte, trat ihm auch sein geliebter Sohn Jussuf vor die Seele, dem er selbst zum ersten Mal den Kopf rasieren hatte. Jetzt war dieser Jussuf schon ein stattlicher junger Dschigit. Er sah seinen Sohn so, wie er ihn zum letzten Male geschaut: das war an jenem Tage, da er sein Heimatdorf Belmes verließ. Der Sohn hatte ihm sein Roß vorgeführt und ihn gebeten, mit ihm ziehen zu dürfen. Er war bereits angezogen und bewaffnet und hielt sein eigenes Roß am Zügel. Jussufs hübsches, rotwangiges Gesicht und seine ganze schlank, stattliche Gestalt — er war größer als der Vater — stroßte nur so von Lebenslust, Mut und Jugendfrische. Die trotz seiner jungen Jahre bereits gutentwickelten, breiten Schultern, die wohlgebildeten, schlanken Hüften, die kräftigen Arme und die Gewandtheit und Sicherheit, die sich in allen Bewegungen des jugendlichen Körpers ausdrückte, waren stets die Augenweide und Freude des Vaters gewesen.

„Weiß lieber daheim,“ hatte Chadschi-Murat zu ihm gesagt. „Du bist jetzt der einzige Mann im Hause. Beschütze Deine Mutter und Deine Großmutter.“

Und Chadschi-Murat gedachte jenes kühnen, stolzen Ausdrucks in Jussufs freudig errötendem Gesichte, als er zur Antwort gab, solange er lebe, weder seiner Mutter noch seiner Großmutter ein

Leid zugefügt werden solle. Er hatte sich aufs Pferd geschwungen und dem Vater bis zum Bache das Geleit gegeben; dann war er zurückgekehrt, und seither hatte Chadschi-Murat weder Gattin noch Mutter noch Sohn gesehen. Und diesen Sohn wollte Schamyl jetzt des Augenlichts berauben. Daran, was der Schändliche seiner Gattin zugebracht, mochte Chadschi-Murat gar nicht denken.

Diese Gedanken und Erinnerungen hatten Chadschi-Murat so erregt, daß er nicht mehr ruhig dastehen konnte. Er sprang auf, schritt mit seinem hinkenden Gange rasch nach der Tür, öffnete diese und rief Eldar herein. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, doch war es bereits ganz hell. Die Nachtigallen sangen noch immer.

„Geh, sag' dem Kommissar, daß ich einen Spazierritt machen möchte, und sattelt Eure Pferde.“

23.

Butlers einziger Trost während dieser ganzen Zeit war die Poesie des Krieges, die er nicht nur im Dienste, sondern auch außerhalb desselben, in seinem Privatleben, suchte und fand. Mit Vorliebe trug er sein tschetschisches Kostüm, tummelte nach Art der Dschigits sein Roß und legte sich mit dem wegen seiner Tapferkeit berühmten Bogdanowitsch zweimal in den Hinterhalt, um die Feinde zu belauern — beide Male vergeblich, da ihnen niemand ins Garn ging. Die nähere Bekanntschaft und Freundschaft, die er mit Bogdanowitsch schloß, gab ihm in seinen eigenen Augen einen ganz besonderen kriegerischen Rimbüs. Eine neu eingegangene Spielschuld hatte er bezahlt, ein Jude hatte ihm gegen ungeheure Zinsen das Geld vorgestreckt. Er verhehlte sich nicht, daß dies nur ein Aufschub war, daß die drückende Verpflichtung bestehen blieb, doch bemühte er sich, nicht weiter über seine Lage nachzudenken, und soweit die Poesie des Krieges ihn nicht über die Situation hinwegtäuschte, half er mit laulastischem Rotwein nach. Er trank immer mehr und mehr und verlor mit jedem Tage mehr seinen sittlichen Halt. Was Maria Dmitrijewna betraf, so war er ihr gegenüber nicht mehr der keusche Josef, sondern machte ihr in ziemlich grober Weise den Hof, stieß jedoch zu seinem nicht geringen Erstaunen bei ihr auf einen recht energischen Widerstand und mußte beschämt von ihr ablassen.

Gegen Ende April traf in der Festung die Kolonne ein, die Barjatsinskij für die neue Expedition nach der für unüberwindlich gehaltenen Tschetschna bestimmt hatte. Zu der Kolonne gehörten auch zwei Kompagnien des tschardinischen Regiments, die nach einer beim kaukasischen Heere eingeführten Sitte von den in Kurinskoje liegenden Kompagnien als Gäste aufgenommen und bewirtet wurden. Die Soldaten der Kolonne begaben sich nach der Kaserne und wurden dort nicht nur mit einem aus Rindfleisch und Grütze bestehenden Abendbrot, sondern auch mit Branntwein regaliert, während die Offiziere bei den Kameraden Quartier nahmen und nach gutem altem Brauch von diesen bewirtet wurden. Das Ende vom Liede war ein großes Festgelage, bei dem die Kompagniechöre ihre Lieder zum besten gaben. Major Petrow hatte einen so mächtigen Rausch, daß sein Gesicht nicht mehr rot, sondern blaßgrau aussah und er, rittlings auf einem Stuhle sitzend, laut schimpfend und lachend mit dem Säbel nach einem vermeintlichen Feinde schlug, zur Abwechslung die Kameraden umarmte und nach dem Takte seines Lieblingsliedes: „Schamyl war ein schlimmer Mann, machte Rebellion — trairai ratalai, machte Rebellion“ — einen Tanz aufführte. Auch Butler war mit von der Gesellschaft, und er war geneigt, auch in den Streichen des Majors ein Stück lustiger Kriegspoesie zu sehen, wenn ihm dieser nicht andererseits Leid getan hätte. Es war mit ihm, sobald er erst so weit war, gar nichts mehr anzufangen, und so begab sich Butler, der auch selbst schon ein wenig benommen war, in aller Stille allein nach Hause. Der Vollmond schien auf die kleinen weißen Häuser und die steinige Straße herab. Es war so hell, daß jeder Kiesel, jeder Strohhalm, jedes Stück Kuhdung auf der Straße zu erkennen war. Als Butler sich dem Hause des Majors näherte, stieß er plötzlich auf Maria Dmitrijewna, die ein Tuch um Kopf und Hals geschlagen hatte und irgendwohin ging. Nach der Abweisung, die Butler bei ihr erfahren, schämte er sich ein klein wenig und wäre ihr am liebsten aus dem Wege gegangen. Aber der Mondschein und der Wein, den er getrunken, taten das Ihrige, und so trat er, anscheinend sehr erfreut über die Begegnung, auf sie zu.

„Wohin denn so spät?“ fragte er in einschmeichelndem Tone.

„Ich will einmal nach meinem Alten sehen,“ antwortete sie freundlich. So entschieden sie auch Butlers Bewerbungen abgelehnt hatte, so peinlich war es ihr doch wieder, daß er ihr in der letzten Zeit ganz aus dem Wege gegangen war.

„Was ist da groß nachzusehen? Er wird schon von selbst kommen.“

„Reinen Sie?“

„Wenn er nicht kommt, wird man ihn eben bringen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der deutsche Opernspielplan.

Zum geistigen Besitzstand der Nation gehört mit in erster Linie die Schaubühne. Und neben der Pflege der klassischen Dichtung ist die vornehmste Aufgabe der deutschen Schaubühne die Verwaltung jener künstlerischen Auslese von internationalen Opernwerken, die

den mehr oder minder festen Bestand des deutschen Opernrepertoires bilden. Wenn irgendwo, gilt der partellos-bornehme Grundsatz von der „Internationalität der Kunst“ in der Oper. Wenn irgendwo, ist Raffentendenz und Chauvinismus verächtlich in der (auch in der Veranschaulichung mit dem Drama noch reinen und überfüllten) Musik ehrenvoll, schwierig und verantwortungsvoll ist das Amt derer, die den mit den Früchten der musikalischen Weltliteratur bestellten Tisch der Oper zu verwalten haben. Aber die Opernleiter der Hof- und Stadt- und Privattheater machen sich diese Aufgabe in der Regel unverantwortungsvoll leicht. Sie sollen einen überlieferten Kunsthort hüten und bewahren, sie sollen aber auch vorwärts blicken und das Schaffen zeitgenössischer Talente durch mutige Aufführung neuer wertvoller oder doch interessanter und selbständiger Werke fördern. Aber auch sie pfeifen auf den unrentablen Idealismus, beugen sich willig dem lassmachenden Kunst-Industrialismus und dienen dem herrschenden oberflächlichen Geschmack der unterhaltungsbedürftigen Bourgeoisie, die einen möglichst leichtgeschützten Opernspielplan mit Einschluß natürlich der Tages-sensationen wünscht.

Was bestimmt nun eigentlich die Auslese und Anordnung jener in- und ausländischen Opern, die in ihrer Gesamtheit eben das ständige Repertoire der Opernbühnen bilden? Der Wille eines Einzelnen? Zeitumstände, Publikum, rollentragende Virtuosen, die Kritik, der künstlerische Wert eines musikalischen Werkes? Dieser leider zuletzt, zu 90 Prozent aber einzig und allein geschäftliche Rücksichten der Intendanz oder Direktion, der Kassenerfolg einer Oper. Der Kassenerfolg bestimmt den Spielplan, denn das Theater ist ein Geschäft wie jede andere Institution in der bürgerlichen Wirtschaftsordnung. Es handelt eben mit dramatischer Kunst. Kassenerfolge sind entscheidend. Was aber füllt die Kassen? Der Geschmack des Publikums. Sieht man die Erfolgopern des letzten Jahrhunderts (mit Ausnahme der Wagner-Opern, die eine historische Ausnahme von der Regel bilden) durch, so wird man finden, daß Se. Majestät das Publikum mit gesepmähiger Sicherheit immer lieber Billets zu Opern gekauft hat, in denen großmütige, brutale Handlung mit entsprechender Musik begleitet zu sehen war, als zu Opern idealen Stils, die sich an geläutertes Schönheitsempfinden wandten und deren Stoffe in die Bezirke des Seelenlebens eingriffen. Meyerbeer, der sich mit Freund Escribe und seiner eigenen banalen Melodien Hilfe vortrefflich auf die Pflastergassen solcher pseudodramatischer Texte verstand, ist ein klassisches Beispiel hierfür. Auf der anderen Seite Fidelio und Mozarts besetzte Hofopern. Es ist eine den vielberufenen „deutschen Idealismus“ bejähmende Tatsache: Mozart ist auch heute erst von den Spitzen der musikalischen Intelligenz, den genießenden Kennern in der ganzen Tiefe seiner Schönheit und Ammut, seines Ernstes und seines Gemüts erkannt. Die andern gehen in seine Opern, weil es seit seiner Münchener Wiederentdeckung durch Poffart und Lebi zum guten Ton gehört oder weil internationale Krillerkerken Mozartsche Arien mit erhöhtem Entree exekutieren. Aber um ein Billet zur Follstoper „Tosca“, zur Harakirioper „Butterfly“, zu den mit Blut, Drumb und Nord aufgedonnerten Armseligkeiten Mascagnis und Leoncavallos bricht man sich die Hälse. Und alles dies, trotzdem der Nationalgenius aller mit sittlichem Pathos erblüht behafteten deutschen Kunstphilister, Schulpfaffen, Dogmatiker, Germanisten und Erlösungsbedürftigen, trotzdem Richard Wagner die Hohlheit und Faden-scheinigkeit der älteren wie der „Großen“ Oper mit Blütheschärfe beleuchtet hat, trotzdem seine Jünger, die mythisch-mystisch verseuchten Gralsritter, das Gleiche mit der romantisch-romanischen, ganz zu schweigen von der realistisch-modernen Oper, taten und die Bizet, Verdi, Puccini, Wolf-Ferrari weit weg wiesen aus dem Saal der Seligen und Säten.

Dr. Hans Löwenfeld, der geistvolle und tatkräftige Opernregisseur und Leiter der Hamburger Bühne, hat jüngst in einem Hamburger Vortrag, der allen denkenden Bühnenvorständen zum erprießlichen Studium hiermit empfohlen sei, an der Hand von Statistiken ausgeführt, wie die zirka 80 Opern, die man im engeren Sinne als deutsches Opernrepertoire betrachten darf, in der Praxis verteilt und verwaltet werden. Es sind in seinen vernünftigen Ausführungen feste Richtlinien und Zielpunkte gezogen, nach denen jeder Operndirektor, dem die Kasse nicht das einzige „ethische Moment“ seines Wirkens ist (es soll noch ein paar solche schnurrige Käuze geben, am Rhein sitzen sie, an der Waterkant und in der „schwäbischen Gartenstadt“), einen Spielplan aufstellen kann, der sowohl den Modelieblichen des verehrlichen Publikums gerecht wird, als der höheren Aufgabe, das unaufhaltsame Streben künstlerisch edler Werke möglichst zu hindern. Löwenfeld erkennt richtig, daß ein Theaterdirektor andere Pflichten hat, wie ein Museumsdirektor. Seine Liebe muß der Gegenwart gehören, denn er wendet sich ja an ein Publikum, das absolut im musikalischen Leben der Gegenwart steht und sich nicht mit historischen Studien, Kompromissen und Reminiszenzen befassen kann. Das Publikum in seiner Gesamtheit ist nun einmal nicht für den historischen Geschmack zu erziehen.

Der Opernleiter macht seine Bühne zum Spiegelbild sowohl des Bedeutenden wie des Erfolgreichen, der es versteht einmal alte gute Opern auf seinem Spielplan lebenskräftig zu erhalten, ohne in historische Ausgrabungen zu verfallen, dann aber dem nachwagnerischen Repertoire durch wertvolle Novitäten der deutschen und romanischen Produktion dauernden Zuwachs zu geben, ohne durch waghalsige, von vornherein aussichtslose Experimente die komplizierte und kostspielige Maschinerie einer Operneinstudierung unnütz in Gang zu

sehen. Dazu eine dritte, am schwersten zu erfüllende „ideale Forderung“. Der gute Opernleiter soll, ohne auf seinen Kassierer zu hören, die Vorherrschaft Richard Wagners gegenüber allen älteren und neueren Kunstwerken, so viel in seinen Kräften steht, beseitigen helfen, er soll „das für den musikalisch-geistigen Horizont des Volkes schädliche Uebergewicht der Wagnerischen Schöpfungen“ abwehren. Man sieht, der wahrhaft gute Opernleiter hats nicht leicht. Er steht vorläufig ja auch nur auf dem Papier.

Im Leben wird mit weniger idealen Faktoren gewirkt. Die Mißstände der bürokratisch von ausrangierten Generalen, Hofmarschällen, Kammerherren oder Zeremonienmeistern kommandierten deutschen Hoftheater sind in der Oper fast noch schlimmer wie im Schauspiel. Ein abschreckendes Beispiel, wie ein musikalisches Nationalinstitut nicht verwaltet werden soll, bietet ja gerade die Berliner Igl. Oper. Die eheliche, rücksichtslose, keinem System, sondern nur der Kunst dienende Kritik — man sucht sie in bürgerlichen Blättern aus tausend Gründen vergebens, sie ist nur in unserer Parteipresse noch zu finden! — hat oft eingesezt, um Schäden im Betrieb der Opern von Dresden, Wien, München, Hamburg, Köln und anderen großen Stadttheatern aufzudecken, Schäden, die größtenteils tief im Wesen der kunstkapitalistischen Organisation der modernen Geschäftstheater mit ihrem Starsystem begründet lagen, aber neidlos mußte sie anerkennen, daß Berlin auch hier an der Spitze marschierte. Im preussischen Abgeordnetenhaus hat bekanntlich im vorigen Jahre Herr Kopsch den Mut gehabt, von parlamentarischer Stelle aus die teils auf Arroganz, teils auf Unfähigkeit gestützten Mißstände in der Leitung der Berliner Igl. Oper einer schonungslosen Kritik zu unterziehen. Er enthielt offen das schädliche System Hülsen-Haeseler mit seinem brutalen Unteroffizierten, dem Vorherrschenden des engherzigsten Bürokratismus nach Schema F über sachmännische Initiative (das schließlich die beiden genialen Dirigenten und Organisatoren R. Strauß und Wald fortsetzen mußte und dafür den Berlinern die braven Kapellmeister von Strauß und Blech erhielt, mit seinen unzulänglichen künstlerischen Ensemble-Leistungen, seinem verrosteten, überall nachhinkenden oder bei Robitäten daneben greifenden Repertoire, seinem Serbilismus den Nachwerken adeliger Dilettanten gegenüber, seiner maßlosen Auslandspossesterei, seinen hohen Eintrittspreisen, seiner hochmütigen Behandlung der nicht wohlmeinenden Presse usw. usw. Kopsch tat einen Schlag ins Wasser. Das preussische Abgeordnetenhaus erklärte sich in dieser künstlerischen Frage für nicht „kompetent“. Die angegriffene Exzellenz arrangierte eine gefühlvolle Entrüstungsmatine. Personal, rechtgläubige Presse, Photographen traten an. Hülsen nahm den Zylinder in die Hand, zerdrückte eine Träne à la Poffart, wünschte nicht, „daß durch äußere Einflüsse auch nur der leiseste Schatten zwischen Ihm und Seinen Mitgliedern bestände“, bedauerte die Abgeordneten-Immunität, drohte zum Schluß mit Entlassungsgesuch. Und alles blieb beim Alten. Berlin W.W., dem Theaterbesuchenden Geheimrats- und Börseanwaltes Milieu, ist's gerade so recht. Jedenfalls ist die Hoffnung ausgeschlossen, daß das ausschließlich der „Diplomatie in der Musik“, höfischer Kunstpflege und dem Unterhaltungsbedürfnis einer zahlungsfähigen Oberschicht dienende Berliner Opernhaus ein nationales, allgemeinen Kulturinteressen sachlich dienendes Kunstinstitut werden wird, so lange der Höfiling Hülsen am Ruder ist. Traurig, nein eigentlich selbstverständlich ist es, daß sein bürokratisches System heute noch von bürgerlichen Berliner Blättern, sogar die linksliberale Presse einbegriffen, mehr oder weniger verschämt gestützt wird. So erscheint auch der von einigen geteilte Glaube, daß an der vornehmsten preussischen Oper in Zukunft ernste deutsche Komponisten vom Range Pfitzners, Moses, Schullies, Wolf-Ferraris den Vorrang erhalten vor dilettierenden Aristokraten à la Chelius, talentlosen Versaffern von Indianer-Opern und assyrisch-brandenburgischen Markgrafen-Festspielen, allzu optimistisch. Wie ernst es dieses höchst merkwürdige Kunstinstitut, das nebenbei den Ehrgeiz zu haben scheint, alle durchgefallenen ausländischen Opern aufzuführen, mit seinen nationalen Pflichten nimmt, beweist sein aufdringlicher Leoncavallo-Kult. Es hatte nicht genug mit der bösen Schluppe, die ihm seinerzeit der „Roland von Berlin“, die daneben gelungene Hohenzollern-Huldigung des Stehengebliebensten und dabei Strebhamsten unter den jungitalienischen Bühnenkomponisten eingebracht hat, es nahm Signore Leoncavallo auch noch seine künstlerisch noch impotentere Blut- und Mordoper „Raja“ ab. Es kam, was kommen mußte. Das Publikum quittierte den neuesten Reinfall Hülsens mit leeren Hänfern.

Das Publikum, ja das Publikum! Es ist das Jünglein an der Wage. Es hat ein Menschenalter lang die Opern Wagners ignoriert und verspottet und heute verlangt es das internationale Aufführungsmopol für das Haus Wagner und die Bühnenleiter sind dazu bereit. Sind sie doch mehr oder minder abhängig von der großartigen Lantiemeanstalt Neu-Wayreuth. (Was von 1914 an sich ändern dürfte!) Aber welche Gefahr bedeutet dieses Uebergewicht Wagners für den Opernspielplan! Wird den nachkommenden Talenten nicht alle Lebenslust genommen? Wird nicht das deutsche Kunstleben durch den andauernden Genuß dieser schweren, dickflüssigen, fetten Kost magentrank? Wird nicht die unbeschwerte liebenswürdige leichte und frohe Spieloper nicht nur der Romanen, auch Korngins und Plotows vom präntentösen „nationalen Bühnenfestspiel“ an die Wand gedrückt? Wenn aber erst einmal die Zeit kommt, da Gluck, Mozart,

Weber, Verdi, Bizet, Rossini, Auber, Boieldieu, Donizetti und Korngin, Plotow, Söh und Nicolai der Majorität des musikalisch-geistigen Publikums weniger zu sagen haben wie Richard Wagner, dann ist die Götterdämmerung der deutschen Oper vor der Tür. Blickt auf Nietzsche, der das in Turin schon 1888 prophezeit hat!

Wenn die ethische Aufgabe ernstlicher Opernleiter „das unauffalt-same Sterben der Werke, mit denen er arbeiten muß, möglichst zu hindern“, nicht gelehnet werden kann, dann ist die Frage des deutschen Opernrepertoires eigentlich die Frage, welche Opernwerke neuer und älterer Zeit zumeist des Schutzes gegen das erdrückende Wagnerische Kunstwerk bedürfen. Was die neuen Opern betrifft, so sollte sich der maßgebende Faktor für den dauernden Erfolg einer Oper, eben das gebildete Publikum, ruhig der Führung der sachlichen, parteilosen und sachmännisch gebildeten Kritik anvertrauen. Es wird dann bald die Goldkörner aus dem Triebland heraus erlennen. Und die schon mit historischem Staub bedeckten alten Opern, die schon den Großvater erfreuten? Hier hilft nur eine zeitgemäße musikalische und textliche Revision von fein abwägender künstlerischer Hand (vergleiche die klassischen Bearbeitungen berühmter Opernkleinodien durch Levi, Poffart, Kleefeld, Watte, Keigel, Mottl, Weingartner, Mahler u. a. m.), so daß sie genießbar werden auch für den anspruchsvollen, durch Wagners Schule hindurch gegangenen modernen Hörer, der ins Theater geht, nicht um zu hören (Konzerte im Kostüm), sondern auch zu sehen, nicht mehr gütig zu übersehen.“ (Löwenfeld.) Erst wenn all' der szenische Kritisch, das alte textliche Gerümpel über Bord geworfen und durch Vernunft, Sinn und Geschmaek ersetzt ist, gilt das verblähte und verhässliche Opernbild als gereinigt. Nun ist es zurückerobert auch für den, der von der Oper mehr als Ohrenkitzel und textliche Wödsinn verlangt.

Das von vielen erhoffte „Staatstheater“ wird freilich nicht der Retter aus den gezeigten Nöten sein können. Auch hier wird das Heil erst von der sozialen Kulturepoche zu erwarten sein, wenn ein anderes Menschenmaterial die Theater füllt. Logo.

## Kleines feuilleton.

### Medizinisches.

Chirurgie der Blutgefäße. Bekanntlich ist es den Chirurgen gelungen, Methoden auszuarbeiten, die es ermöglichen, sichere Gefäßnähte anzulegen. Es gelingt, Stüde, die von einer Schlagader herausgeschnitten sind, in eine andere Schlagader, der man auch ein entsprechendes Stück des Gefäßrohres herausgeschnitten hat, so sicher einzunähen, daß die genähte Schlagader wie früher ihre Dienste tut. Die Gefäßnaht mit nachfolgender guter Einheilung des überpflanzten Stückes gelingt zuweilen auch dann, wenn man es einer anderen Tierart entnimmt. Schließlich kann man auch an die Stelle des aus einer Schlagader herausgeschnittenen Stückes ein Stück Blutader einsetzen, deren Wandungen viel dünner geartet sind als die Wandungen der Schlagadern.

Da es nun aber in der Praxis nicht immer möglich wäre, für die schadhafte Stelle einer Schlagader ein entsprechendes Stück einer anderen Schlagader oder einer Blutader von demselben Individuum zu gewinnen, und da die Ueberpflanzung von Gefäßstücken von einer Tierart auf die andere und auf den Menschen nicht dieselben guten Chancen bieten kann wie die Ueberpflanzung im Körper desselben Individuums, gilt es nun für die Chirurgen neue Wege zu finden, um schadhafte Blutgefäße auszubessern“ zu können. Diesen neuen Weg hat der herbortragende Forscher Alexis Carrel betreten. Wenn auch alle Versuche, die bisher in der Gefäß-Chirurgie gemacht worden sind, einstweilen noch nicht praktische Erfolge gezeitigt haben, so darf man hier doch die besten Hoffnungen für die Zukunft hegen.

Der neue Weg, den Carrel bei seinen Versuchen im Rodesseller-Institut in New York eingeschlagen hat, besteht in folgendem: Er schnitt einem Hunde ein Stück der großen Bauchschlagader (der Bauchaorta) heraus und befestigte in der Schlagader ein entsprechend großes Glasrohr, dessen Innenwand er mit einer Paraffinschicht überzogen hatte, um die Gerinnung des Blutes, wie sie bei Berührung mit dem Glas eintreten würde, zu verhindern. Der Hund lebte sechs Tage. Bei der Sektion des Tieres zeigte es sich, daß an der Innenwand der Glasröhre, von den beiden freien Enden der Schlagader ausgehend, eine Neubildung von Blutgefäßwand begonnen und recht weit fortgeschritten war. Carrel meint, daß die Neubildung der Blutgefäßwand, wenn auch nur die der Innenschichten, bald vollendet wäre, wenn sich das Glasrohr durch heftige Bewegungen des Versuchstieres nicht verschoben hätte. In einem zweiten Versuche nähte Carrel an die Stelle eines herausgeschnittenen Schlagaderstückes ein Gummirohr ein. Der Hund lebte 15 Monate! Als er getötet wurde, fand man die große Schlagader des Hundes wieder verwachsen! Es hatten sich von den freien Enden der angechnittenen Schlagader aus neue normale Innenschichten im Verlaufe des ganzen Gummirohres gebildet. — Zweifellos werden diese Versuche von Carrel dazu beitragen, daß die Gefäß-Chirurgie in der Zukunft von wirklich praktischer Bedeutung werden wird.